
Daniela Noitz

Anonym

Begegnungen

INHALTSVERZEICHNIS

ANONYM

REGEN

VERGESSEN

DIA.LOG

DER ÜBERSETZER

ADELE FEIERT BEGRÄBNIS

ÜBER DICH UND ANDERE ABSURDITÄTEN

BEGEGNUNGEN

DAS GESTÄNDNIS

DAS DRAMA MIT DEM „HAPPY END“

Anonym

„Schau mal, was ich heute im Briefkasten gefunden habe“, sagtest Du wie nebenbei, während ein weißer, länglicher Umschlag in meinem Schoß landete. Langsam legte ich mein Buch zur Seite und warf einen Blick darauf.

„Dass Du überhaupt den Briefkasten gefunden hast“, erwiderte ich sarkastisch, „Du warst doch sicherlich seit Ewigkeiten nicht mehr dort.“

„Wozu auch? Es schreibt doch heutzutage keiner mehr Briefe, so richtig mit der Hand und mit Adresse am Briefumschlag und Briefmarke“, merktest Du lächelnd an, „Aber heute hatte ich so ein Gefühl, dass da was drinnen sein könnte. Ich meine, es ist ja oft was drinnen, in dem Briefkasten, aber lauter nutzloses Zeug, doch heute, da war es dieser Brief ...“

„Und man sieht, dass Du ihn gefunden hast, so wie Du in malträtiert hast“, meinte ich mit einem Blick auf die ausgefransten Ränder, „Du hast ihn einfach aufgerissen. Du und Deine Ungeduld, Deine Neugierde.“

„Da redet sie mal wieder groß! Hast Du einen Brieföffner eingesteckt?“, fragtest Du.

„Nein, habe ich nicht, aber ich für meinen Teil bin durchaus in der Lage einen Brief so lange ungeöffnet zu lassen, bis ich zu meinem Schreibtisch komme und dort meinen Brieföffner verwende“, entgegnete ich lapidar.

„Du kannst da gar nicht mitreden, weil Du keine Briefe bekommst!“, sagtest Du spöttisch. Du kamst mir vor wie eine Tennisspielerin mitten in einem Doppel beim Netz, und ich spielte Dir den Ball direkt auf den Schläger, so dass Du locker schlagen konntest.

„Und was soll ich mit dem Brief?“, fragte ich ausweichend, während ich den Umschlag näher betrachtete. Die

Handschrift war eckig und hart, aber zumindest sehr gut leserlich.

„Denkst Du auch dass er von einem Mann ist?“, lenktest Du ab.

„Es sieht danach aus, aber mit Handschriften habe ich nichts am Hut. Ich bin ja schon froh, wenn es leserlich ist“, entgegnete ich, „Aber was soll ich machen damit?“

„Lesen!“, meinstest Du, und es klang ein wenig genervt. Ich nahm das Blatt also aus dem Umschlag – das wird was Aufregendes sein, dachte ich, während ich es auseinander faltete. „Oha, ein Dichter“, entfuhr es mir unwillkürlich.

„Oder eine Dichterin!“, schobst Du ein, „Halt Dich doch nicht so lange mit Nebensächlichkeiten auf und lies.“

„Ein kurzes, heftiges Liebesgedicht. Gut formuliert, eindringlich ohne schmalzig zu sein“, gab ich meine Meinung ab, „Da hast Du Dir einen Verehrer eingefangen. Wer ist es? Verrat es endlich!“

„Genau das ist der Punkt“, erklärtest Du ernst, „Ich weiß es nicht wer das geschrieben hat. Es ist ja nicht unterzeichnet. Aber seinen Worten nach klingt das, als würden wir uns schon ewig kennen.“

„Ja, das stimmt, und Du hast wirklich keine Idee?“, sagte ich ernst. Resigniert schütteltest Du den Kopf.

War es Feigheit sich in der Anonymität zu verschanzen? Oder war es einfach ein Versehen?

Vielleicht war der Schreiber auch bloß nicht ganz richtig im Kopf? Natürlich, es waren einschmeichelnde Zeilen, die wohl taten, aber taten sie das auch noch, wenn man wusste, dass man eigentlich nicht gemeint war, sondern irgendwer anderer oder bloß ein Hirngespinnst? Könnte das nicht nach hinten los gehen? Was würde sein, wenn sich der Schreiber getäuscht fand? Würde er es auf seine eigene Täuschung zurückführen oder eine, die von Dir ausging?

Bedächtig faltete ich das Blatt zusammen und schob es zurück in den Umschlag.

„Egal was Du vorhast, sei vorsichtig. Das kann auch noch ins Gegenteil umschlagen“, merkte ich ernst an.

„Ach was, ich habe einen Verehrer und Du missgönnt ihn mir, oder sie. Gib es zu, Du bist bloß eifersüchtig!“, sagtest Du in Deiner gekonnt leichtfertigen Art.

„Ich wünschte Du hast recht“, gab ich düster zurück.

Bereits zwei Tage später kam der nächste Brief, der nicht mehr ganz so nett war. Sollte ich recht behalten?

* * *

Nachdenklich sah ich Dir zu, wie Du Dich mit dem Brief in der Hand vor den Kamin setztest.

Eifersüchtig? Auf Dich? Meine wunderschöne, heitere Schwester?

Ja, man könnte meinen, dass Eifersucht mit im Spiel war. Zehn Jahre warst Du jünger als ich. Und diese Jugend, voll Freude und Feuer, trugst Du wie ein Schild vor Dir her. Anmutig warfst Du Dein blondes langes Haar zurück. Die blauen Augen blitzten. Mit Deinen knapp zwanzig Jahren hattest Du tatsächlich noch alles vor Dir. Du standest am Anfang. Nicht, dass ich meinte, dass man mit dreißig schon alt wäre, aber ich, ich kam mir alt vor. Ich war müde von diesen dreißig Jahren Leben, und bei Dir wirkte es, als hättest Du Dich zwanzig Jahre vorbereitet um nun zu beginnen. So lange ich Dich kannte warst Du immer diejenige, die im Mittelpunkt stand, die die Herzen der Menschen zu verzaubern vermochte. Ich kannte niemanden, der sich Deiner Anmut und Heiterkeit zu entziehen vermochte. Auch ich nicht. Ich liebte Dich, und hatte darüber hinaus auch noch das große Glück, dass Du meine Schwester warst.

Marlene, wie Du Dich passend nanntest, glichst Du doch einem bunten, heiteren Schmetterling. Eigentlich hießt Du einfach Marlies, aber das passte nicht zu Deinem Künstlerimage. Darstellende Künstlerin warst Du. Manchmal dachte ich insgeheim, dass Du wohl wirklich eine Darstellerin warst, eine Lebensdarstellerin, aber darin warst Du wahrhaft eine Künstlerin. Ich kannte niemanden, der es Dir hierin gleichtun konnte. Darstellende Künstlerin und Muse, das warst Du gerade. Du hattest noch nicht viel unternommen in Deinem jungen Leben, aber was Du unternommen hattest, das war gelungen. Vor Dir öffneten sich die Türen, die Du durchschreiten wolltest, als hättest Du diese mit zauberträchtigem Feenstaub bestreut.

„Ich werde Dich Glöckchen nennen“, sagte ich unvermittelt. Du wandtest mir Dein schmales Gesicht zu, das vor Aufregung strahlte.

„Wieso das?“, fragtest Du irritiert.

„Weil Du mich an die kleine Fee Peter Pans erinnerst“, erklärte ich Dir, woraufhin Du auf mich zugeflogen kamst und Dich auf die Couch warfst. Ich konnte gerade noch mein Buch vor Dir retten.

„Ach, meine süße, traurige Beatrice. Du tust mir so gut. Du bringst Ruhe in mein Leben“, sagtest Du, und trotz aller Positivität klang es in meinen Ohren wie ein Vorwurf.

„Eigentlich heiße ich Beatrix, und Du wirst meiner wohl bald überdrüssig sein. Es wird nicht lange dauern, und Du wirst Dich langweilen“, entgegnete ich ernst.

„Wie könnte ich? Niemals werde ich Deiner überdrüssig. Du bist der Ruhepol in meinem Leben.

Zu Dir kann ich immer zurückkommen“, entgegnetest Du verhalten.

„Eher Ruhekissen. Das gemahnt an einen langen, traumlosen Schlaf. Du bist ein Kind, ein verspieltes, glückliches Kind“, sagte ich nachdenklich, „Ich hoffe, Du

wirst noch lange in diesem Glück bleiben dürfen, aber das Leben kann auch ganz anders sein.“

„Das weiß ich doch!“, entgegnetest Du mit Überzeugung, „Und Du, Du siehst immer alles viel zu schwarz. Kein Wunder, ist ja auch an Dir alles schwarz. Mach doch mal ein bisschen Farbe in Dein Gesicht oder Deine Kleidung. Du wirst Dich gleich ganz anders fühlen. Aber vielleicht liest Du einfach nur zu viel, alles so abgründig und so voll schwerer Gedanken. Das macht Dir den Kopf schwer und dann ist es klar, dass Du nicht mehr fliegen kannst.“

„Süße kleine Marlene, Farbe und ich, das verträgt sich nicht. Natürlich weißt Du, dass es auch anders sein kann, aber Du hast es noch nicht erlebt, das ist der Unterschied. Hättest Du erlebt, was ich erlebt habe ...“. doch ich brach ab. Es war nicht notwendig.

„Lassen wir es, und Dich in Deinem glücksverklärten Zustand. Alles wird gut für Dich.

Dafür werde ich sorgen.“ Gedankenverloren strich mit der Hand durch Dein seidiges Haar.

„Dafür werde ich sorgen. Niemand und nichts wird Dir weh tun“, fügte ich hinzu. Vielleicht war es härter ausgefallen, als ich wollte, denn Du setztest Dich ruckartig auf.

„Du machst mir Angst!“, sagtest Du schlicht.

„Das tut mir leid. Sei ruhig! Alles ist gut und bleibt es für Dich“, erklärte ich so sanft wie möglich.

Ja, vielleicht könnte man meinen, dass ich eifersüchtig war, denn ich war ein Schatten neben Dir, kleiner bunter Schmetterling mit den glänzenden und so verletzlichen Flügeln.

„Hast Du wieder einen Brief bekommen?“, fragte ich. „Ja!“, bestätigtest Du, „Und Du wirst sehen, er wird genau so nett sein wie der erste.“

* * *

Der zweite anonyme Brief, die gleiche Handschrift. Es war wohl davon auszugehen, dass er vom selben Verfasser stammte. Allerdings, es wurden nur mehr so wenige Briefe geschrieben, und unter diesen musste wohl der Anteil der anonymen verschwindend sein. Daraus schloss ich, dass es wohl beinahe unmöglich war von zwei verschiedenen Verfassern innerhalb von drei Tagen einen anonymen Brief zu erhalten. Vielleicht hattest Du recht, und ich las tatsächlich zu viel, aber in all den Geschichten, die ich kannte, waren anonyme Briefe immer ein Vorspiel für eine große Tragödie.

Wäre es denn denkbar, dass ein anonym Wohltäter die Lebensumstände seiner Adressaten auskundschaftete, um sie dann mit motivierenden, aufbauenden, anteilnehmenden Botschaften zu versorgen?

Der Hund der Frau, die im obersten Stockwerk wohnte, war überfahren worden. Niemand kümmerte sich darum, weil sie mit niemandem sprach, aber am nächsten Tag war da ein anonym Brief, der wie folgt lautete:

„Liebe Frau K.!
Anhänglich und treu ist der Hund als Gefährte
des Menschen. Gestern wurde ihr Hund
überfahren. Ich kann Ihren tiefen Schmerz
nachvollziehen. Allein und einsam bleiben Sie
zurück, doch Sie können einem anderen
Lebewesen helfen. Unten am Fluss wurden
zwei Welpen ausgesetzt. In Gedenken an Ihren
Struppi, nehmen Sie sich ihrer an.

Mein herzlichstes Beileid,
ein Freund.“

Und die Frau würde zum Fluss gehen und die Welpen finden und sich ihrer annehmen. Sie hätte wieder eine Aufgabe und

würde den Verlust von Struppi verwinden. Darüber hinaus würden sich noch die Nachbarskinder mit ihr anfreunden. Die Eltern würden entdecken, dass Frau K. keine Hexe wäre, sondern gut als Leihomi geeignet und und und

Es wäre eine positive Geschichte, aber wie grässlich. Nein, so etwas gibt es nicht. Wenn jemand schon so viel Energie investiert, dann in nichts Gutes. Die Motivation seinen Mitmenschen Böses anzutun ist weitaus größer als das Gegenteil. Ich durfte mir da nichts vormachen. Natürlich könnte man darüber nachdenken was alles Positives geschehen könnte, würden diese Kräfte anderweitig eingesetzt, aber es war ein müßiger Gedankengang, denn das würde nur passieren, wenn der Mensch nicht mehr der Mensch wäre, der er war.

„Also, was steht in Deinem Brief?“, fragte ich ruhig.

„Ich weiß es noch nicht. Ich musste doch zuerst Deinen Brieföffner holen“, sagtest Du lächelnd, und tatsächlich konnte ich beobachten, wie Du den Brieföffner sorgfältig anwendetest.

„So ist es viel besser“, konnte ich mir nicht verkneifen anzumerken, während Du langsam den Brief aus dem Umschlag befördertest. Rasch überflogen Deine Augen die wenigen Zeilen, die noch immer in Gedichtform angeordnet waren. Dein Lächeln schwand und eine ungekannte Blässe überzog Dein Gesicht, als Du mir endlich den Zettel hinhieltst.

„Ich habe es geahnt“, sagte ich leise, nachdem ich die wenigen Zeilen überflogen hatte, „Ich denke, es wird Zeit dem ein Ende zu bereiten.“

„Aber warum ist er denn plötzlich so gemein zu mir?“, fragtest Du ratlos.

„Weil er Dich für jemanden hält, der Du nicht bist.“

Offenbar liebt er diese andere Person, doch sie hat ihn enttäuscht. Vielleicht ist sie auch nur eine Fiktion, aber

dieses Schreiben beinhaltet eine unverhohlene Drohung. Ich werde das nicht einfach hinnehmen. Ich habe gesagt, dass ich Dich beschütze, und das tue ich“, entgegnete ich überzeugt.

„Was hast Du vor?“, fragtest Du bang.

„Mach Dir keine Sorgen und misch Dich nicht ein.

Verbrenn den Brief am besten im Kamin“, schlug ich vor, „Und lass mich einfach tun, was ich zu tun habe.“

* * *

Niemand darf meiner kleinen, süßen Schwester wehtun.

Viel zu lange hatte ich Dich alleine gelassen. Jetzt würde ich bleiben, zumindest in Deiner Nähe, denn ich war mir sicher, dass Du in die Stadt gehörtest, und nicht hier aufs platte Land, in einen Ort mit gerade mal zehn Häusern und zwei Wirtshäusern. Dein Platz war dort, wo das Leben pulsierte. Die Liebe würde Dich treffen, wie mich damals. Nur Du würdest nicht davor davonlaufen, sondern sie mit beiden Händen ergreifen, so wie Du das Leben mit offenen Händen ergriffst, sie Dir füllen ließt, als gäbe es kein Morgen. Und vielleicht sollte man es auch so halten. Nicht denken, dass es ein Morgen gäbe, sondern den Moment ausschöpfen bis zur Neige.

„Ich werde mich ein wenig zurechtmachen“, sagtest Du leichthin, und der Brief schien völlig vergessen, der Brief, den ich noch immer in Händen hielt.

Langsam legte ich ihn weg und griff nach meinem Buch.

„Gehst Du noch fort? Hast Du etwas vor heute Abend?“, fragte ich wie nebenbei, eigentlich schon wieder in der Lektüre verloren, doch nicht so sehr wie sonst.

Warum eigentlich war ich damals weggegangen? Wie hatte ich das nur fertiggebracht? Damals, Dich alleine zu lassen,

Hals über Kopf, gedankenlos, aber ich war auf der Flucht vor etwas, das mich sonst erdrückt hätte, dachte ich zumindest. Zehn Jahre musste ich in Irland verbringen bevor ich den Weg zurückfand. Es waren zumindest keine schlechten Jahre, aber Du, letztendlich warst Du auf Dich alleingestellt. Natürlich, Du warst gut aufgehoben, in dem Internat während der Schulzeit, und den Sommer und die anderen Ferien verbrachtest Du bei mir auf der grünen Insel, aber letztendlich hatte ich Dich doch abgeschoben um mein eigenes Leben zu leben.

Dabei war das, was ich mein eigenes Leben nannte, nichts weiter als eine Fata Morgana, eine Täuschung. Zehn Jahre verwendete ich darauf sie zu fassen, zehn Jahre bis ich es endlich einsah. Dann erst hatte ich die Kraft zurückzukehren, auch zu Dir. Ich hatte Dich um Verzeihung gebeten. Du meinstest nur, dass es nichts zu verzeihen gäbe. Und ich musste zugeben, dass Du recht hattest, denn das, was ich Dir angetan hatte, das konnte man nicht verzeihen. Dachtest Du noch daran? Du warst so teilnahmslos demgegenüber, dass ich es nicht auszusprechen vermochte. Die Schuld blieb. Aber hatte ich denn eine Wahl gehabt?

Ein schneidendes Geräusch riss mich aus meinen Gedanken.

„Machst Du auf?“, hörte ich aus dem Badezimmer rufen, „Das muss Pünktchen sein. Sag ihm, ich bin in Null Komma Nichts fertig.“ Und während ich noch an Pünktchen und Anton dachte, ging ich zur Türe.

„Wer bitte heißt Pünktchen?“, fragte ich leichthin.

„Eigentlich nennt er sich ‚Le Point Noir‘. Du weißt schon, wegen der Eigenart seine Bilder mit einem schwarzen Punkt zu signieren. Du hast sicher von ihm gehört“, tönte es wiederum aus dem Badezimmer, „Er will mich malen, hat er gesagt. Ich bin seine Muse.“ Ein helles Lachen begleitete Deine Worte, als wäre es ein guter Scherz, den er gemacht hatte. Aber wer hätte nicht von ihm gehört. In den letzten

Wochen war sein Name in aller Munde. Er wurde schon als der neue Picasso gehandelt, doch leider war es nur sein Name, der durch die Medien ging. Könnte auch sein, dass ich auf Bilder von ihm nicht geachtet hatte. Hätte ich es getan, ich wäre vorbereitet gewesen.

„Martin? Du?“, fragte ich, und meine Stimme trug sie weiter, meine Unruhe, meine Angst, während jener Abend neu vor meinen Augen erstand. Nasskalt und dunkel war es an diesem 11. November vor nunmehr über zehn Jahren. Ich sah mich stehen, an dem Ort, an dem wir uns verabredet hatten, doch Du kamst nicht. Zwei Stunden hatte ich auf Dich gewartet, und dann fasste ich einen Entschluss. Ich ging weg und wollte nie mehr wieder kommen. Doch jetzt, wo er wieder vor mir stand, jetzt war es mir, als wäre der 12. November vor zehn Jahren. Gerade mal eine Nacht lag dazwischen, schien es mir, was mir im Durchleben wie eine Ewigkeit erschienen war.

* * *

Der 11. November vor nunmehr immerhin zehn Jahren war es geschehen, und doch durchströmte mich noch immer dieselbe Wärme, die ich damals in seiner Gegenwart verspürt hatte. Das durfte nicht sein. Aber dann sah ich, dass die Sonne gerade unterging, die Nacht sich ankündigte. Es war die Zeit, zu der ich besonders zugänglich war für emotionale Schwingungen. Ich schob es darauf, um mir nicht eingestehen zu müssen, dass er mich noch immer anrührte. Eigentlich sollte ich nicht Wärme verspüren, sondern sauer sein.

„Warum hast Du mich damals einfach so sitzen gelassen?“, hätte ich fragen können, doch ich wollte doch so tun, als wäre es mir egal. Und wozu auch noch fragen? Wozu in alten Wunden wühlen? Ich kannte ja den Grund. Er war schlicht und einfach feig gewesen. Letztendlich hatte eine

andere Frau mehr Einfluss auf ihn gehabt als ich, seine Mutter. Bitterkeit sollte sich eigentlich in mir ausbreiten, aber es gelang mir nicht. Was blieb war nur die Wärme.

An der Bushaltestelle wollten wir uns treffen um miteinander durchzubrennen. Ich war so aufgeregt, dass ich zwei Stunden zu früh dort war. Still saß ich in der hinteren Ecke des Wartehäuschens, den Skizzenblock in der Hand. Ich wartete gerne, und während meine Hand mit dem Stift in der Hand über das Papier strich, stellte ich mir unser zukünftiges Leben vor. Natürlich, es würde nicht einfach werden, aber wir waren jung und mutig. Das Leben lag vor uns wie ein unberührtes Feld, das nur darauf wartete von uns bearbeitet zu werden, so dass die herrlichsten Früchte wachsen würden. Ich hatte niemanden mehr, der auf meine Entscheidung hätte Einfluss nehmen können, außer Marlies, doch ich redete mir ein, sie sei in guten Händen, jetzt, da unsere Eltern nicht mehr da waren. Doch Martin, er hatte zu kämpfen. Seine Mutter war gegen unsere Verbindung. Zu düster, zu extravagant war ich für sie. Und das Bild, das ich bot, bestätigte wohl ihre Ansicht, aber disqualifizierte mich das automatisch als geeignete Gefährtin für ihren Sohn? Alles war vorbereitet. Die Papiere waren vollständig, so dass wir sofort heiraten könnten. Ich ertappte mich dabei, dass mir fast ein Lächeln ausgekommen wäre bei dem Gedanken daran wie zuvorkommend er mich behandelt hatte.

„Es sollte alles seine Ordnung haben, und ich möchte, dass Du weißt, dass ich immer zu Dir stehe. Wir gehören zusammen“, das waren seine Worte, und dann kam der verabredete Zeitpunkt, doch wer nicht kam war Martin.

Ich wartete. Es begann zu regnen. Wilde Blitze zuckten über den Himmel, doch ich wartete. Erst als der Morgen graute stieg ich in den Bus und fuhr weg um einen anderen zu heiraten. Weit weg wollte ich. Niemals wieder würde ich zurückkommen, mir niemals wieder weh tun lassen, das war

mein Plan, und während der nächsten zehn Jahre schaffte ich es tatsächlich diesen Plan durchzuhalten.

„Was machst Du denn hier?“, fragte Martin verdutzt.

„Ich wohne hier“, gab ich lapidar zurück, „Und Du, was machst Du hier?“

„Ich wollte eigentlich zu Marlene“, entgegnete er, immer noch verwirrt.

„Marlene ist meine Schwester“, erwiderte ich kühl.

„Aber das kann doch nicht sein. Das ist doch nicht wahr“, murmelte er vor sich hin, als Du endlich kamst und Martin umarmtest. Er hingegen, er erwiderte die herzliche Begrüßung nicht. Irritiert sahst Du zuerst ihn, dann mich an.

„Kennt ihr euch etwa?“, fragtest Du stirnrunzelnd, doch wie auf ein geheimes Zeichen hin, verneinten wir beide. Du schienst nicht restlos überzeugt, aber Du warst nicht der Mensch, der sich lange Gedanken über etwas machte.

„Na, dann wollen wir aufbrechen“, sagtest Du, voll unverhohlener Fröhlichkeit.

„Ich wünsche Euch viel Spaß!“, hörte ich mich noch erwidern. Dann fiel die Türe ins Schloss. Langsam ging ich zurück ins Wohnzimmer und ließ mich auf die Couch fallen.

„Warum nur hast Du mir das angetan, meine eigene Schwester?“, fragte ich mich, „Aber nein, Du weißt es nicht, kannst es nicht wissen.“

* * *

Ich saß auf der Couch und ließ die Nacht hereinbrechen. Auch wenn mir nichts anderes übrig blieb, so tat ich zumindest so als ob, denn wenn man sich auf die Seite eines unausweichlichen Geschehens stellt, so kann man sich noch immer als aktiv bezeichnen. Starr sah ich aus dem Fenster vor mir. Nichts denken, bloß nichts denken, denn meine Gedanken zogen sich bedrohlich um einen Punkt zusammen, wie eine Gewitterwolke.

„Ist ja alles gut, Babu“, sagte ich leise und beschwichtigend, als sich mein kleiner schwarzer Hund zu mir legte, den Schnauze auf meine Oberschenkel bettend. Doch wem wollte ich etwas vormachen. Einem Menschen, da war es leicht so zu tun als ob, doch dieser kleine Hund, dem konnte ich nichts vormachen. Er ließ mich reden und machte sich doch nichts aus meinen Worten, die meinem Gemütszustand so sehr zu wider liefen. Da klopfte es abermals an der Türe.

„Hast Du was vergessen, Marlies?“, fragte ich, während ich die Türe öffnete, doch da stand nicht Marlies, sondern mein eigenes Spiegelbild. Ich wusste nicht ob ich meinen Augen trauen konnte. Babu, der mich zur Türe begleitet hatte, musste es ähnlich ergehen, denn neben der Frau, die genauso angezogen war wie ich, die gleiche Frisur hatte und sogar die obligatorischen Handschuhe trug, stand ein schwarzer Hund, der Babu zum Verwechseln ähnlich sah. Ruhig und vorsichtig beschnüffelten sich die beiden. Zumindest die Hunde waren sich schnell einig und trollten sich in den Garten.

„Guten Abend, Frau O’Fallon!“, grüßte sie höflich.

„Guten Abend, Frau“, kam es stotternd, „Es tut mir leid, aber ich kenne Ihren Namen nicht.“

„O’Neill, Clara O’Neill“, half sie mir aus, „Ich bin Ihre neue Nachbarin von gegenüber.“

Automatisch folgte mein Blick der Richtung, in die ihr Finger wies, doch da war nur ein Hügel. Wobei das mit der Nachbarschaft in diesem kleinen Ort im Waldviertel ein dehnbarer Begriff war, da die wenigen Häuser, die es hier gab, weit voneinander entfernt standen, getrennt durch das, was hier noch im Überfluss vorhanden war, Platz. Äcker und Felder, Wiesen und Wälder, das war es, was hier das Landschaftsbild bestimmte. Dazwischen wirkten die einzelnen Häuser und Höfe wie verloren.

„Ich wusste gar nicht ...“, murmelte ich sinnend.

„... dass jemand eingezogen ist. Ja, das ist auch nicht schwer“, sagte die Unbekannte ernst, „Obwohl, eigentlich kann man hier nichts geheimhalten.“

Irgendjemand sieht immer irgendwas und trägt es ins Wirtshaus. So sind die Menschen.“

„Ja, im Wirtshaus, da hätte ich es erfahren können, wenn ich denn hinginge“, sagte ich kryptisch, „Sie sind Irin? Oder haben Sie auch bloß einen Iren geheiratet?“

„Nein, ich bin Irin“, entgegnete sie, „Aber bis auf das, dass es hier kälter ist als in der Heimat, fühlt man sich doch gut aufgehoben, von der Weite und der Ruhe.“

„Wenn man das will“, merkte ich an, als mir endlich auffiel wie unhöflich ich erscheinen musste, „Wollen Sie vielleicht herein kommen? Auf einen Tee oder einen Whiskey oder beides?“

„Oder beides klingt gut“, nahm sie meine Einladung an und folgte mir ins Wohnzimmer, wo ich ihr einen Platz auf der Couch anbot, während ich in die Küche ging um den Tee zuzubereiten.

„Das duftet aber herrlich“, sagte sie höflich.

„Ich trinke sehr gerne Tee, aber zumeist alleine“, entgegnete ich, „Möchten Sie Zucker?“

„Ach ja, gerne“, antwortete die neue Nachbarin.

„Ich merke gerade, ich habe den Zucker vergessen“, sagte ich, verärgert über meine eigene

Vergesslichkeit, und ging um den Zucker zu holen.

Kurz darauf war ich wieder im Wohnzimmer. „Hier bitte!“, sagte ich, und reichte ihr den Zucker. „Wann sagten Sie, sind Sie hierher gezogen?“

„Ich hatte noch gar nichts gesagt“, entgegnete Clara O'Neill, „Vor sechs Monaten, kurz bevor Ihr Mann starb. Sie müssen wissen, ich kannte ihn. Sie haben ihn mir weggenommen. Nichts haben Sie gemerkt, und nun, wo Sie es wissen, müssen Sie es für sich behalten.“

„Natürlich“, bestätigte ich irritiert. Das war nicht schwer, schließlich wusste ich niemanden, dem ich es hätte erzählen

können.

„Ich bin mir sicher, dass Sie niemandem mehr etwas erzählen werden“, merkte Clara O’Neill an, während mir schwarz vor Augen wurde. War da was im Tee gewesen?

* * *

Du warst nicht nach Hause gekommen, die ganze Nacht warst Du nicht nach Hause gekommen. Ich war zu Bett gegangen. Seltsam, der Hund der Nachbarin war hiergeblieben. Ich fand die beiden, nahe beieinander, schlafend. Sie hatten sich offenbar müde gespielt, so müde, dass sie nicht einmal mehr Hunger verspürt hatten. Morgen würde ich ihn zurückbringen, dachte ich. Als ich am Vormittag aufstand warst Du immer noch nicht da, aber Du warst jung und tatendurstig. Ich dachte mir nicht viel dabei. Erst am frühen Nachmittag, als es an der Haustüre klopfte, dachte ich zunächst, Du wärst es. Aber warum klopftest Du? Du hattest wahrscheinlich bloß Deinen Schlüssel vergessen, doch da stand ein Mann vor der Türe, ein großer, starker Mann. Schwerfällig wirkte er.

„Frau O’Fallon?“, sagte er, und sah mich fragend an.

„Ja, die bin ich“, bestätigte ich. Nicht mehr. Sah ihn an, wartend.

„Chefinspektor Max Krämer. Darf ich reinkommen?“, fragte er, während er mir seine Dienstmarke unter die Nase hielt. Es würde wohl seine Ordnung haben, war ich überzeugt. Doch hätte ich eine gefälschte Dienstmarke überhaupt als solche erkannt. Ach was, rief ich mich selbst zur Ordnung, so etwas gibt es doch nur in schlechten Kriminalromanen.

„Setzen Sie sich bitte“, bot ich dem Chefinspektor an, nachdem ich ihn ins Wohnzimmer geleitet hatte, und er kam meiner Aufforderung nach.

„Ich möchte nicht um den heißen Brei herum reden“, begann er zu berichten, „Ihre Schwester, Marlies Merkado,

ist heute Nacht ermordet worden.“

Ein kurzer Satz, aber ich war wie betäubt.

„Das ist doch nicht möglich ... Wer sollte denn ... Wer hätte denn ... Was ist passiert?“, stammelte ich, unzusammenhängend, verdattert.

„Es ist ganz eindeutig. Ich muss Sie nun bitten mir zu sagen wo Sie letzte Nacht gewesen sind“, fuhr Chefinspektor Krämer ruhig fort.

„Ich war hier“, antwortete ich kurz und tonlos.

„Kann das jemand bezeugen?“, fragte er weiter.

„Sie meinen außer dem Hund?“, bemerkte ich sarkastisch, „Nein, ich fürchte nicht.“

„Kam niemand vorbei oder auf Besuch?“, bohrte er unbeirrt weiter.

„Die Nachbarin, ja, die Nachbarin mit ihrem Hund, die war einen Sprung da um mit mir Tee zu trinken“, fiel mir ein, „Und sie hat ihren Hund vergessen.“

Als wenn sie auf ihr Stichwort gewartet hatten, kamen plötzlich zwei kleine schwarze Hunde ins Wohnzimmer und auf mich zugestürmt.

„Das ist also Ihr Hund und der der Nachbarin?“, fragte der Chefinspektor.

„Ja, sieht sehr nach Hund aus“, bemerkte ich trocken.

„Ihr Sarkasmus wird Ihnen schon noch vergehen“, meinte der Chefinspektor, „Sie stehen immerhin unter Mordverdacht!“

„Was heißt ich stehe unter Mordverdacht? Sie glauben doch nicht im Ernst, ich hätte meine eigene Schwester ermordet?“, erwiderte ich ungläubig.

„Doch, das glauben wir. Sie wurde mit Ihrer Haarnadel erstochen und Sie haben kein Alibi“, erklärte mir Chefinspektor Krämer kurz.

„Und was ist mit dem Motiv? Was hätte ich für ein Motiv gehabt?“, fragte ich, krimigeschult wie ich war.

„Eifersucht! Ein klassisches Motiv“, kam es postwendend zurück, während er mich ganz genau beobachtete, „Oder